



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kawerau, Waldemar: Karl Friedrich Bahrdt : ein literarisches Charakterbild.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Karl Friedrich Bahrdt.

Ein literarisches Charakterbild von Waldemar Kawerau.



Am 28. Mai 1779 kehrte im „Kronprinzen“ zu Halle ein Reisender ein, der mit Weib und Kindern und geringem Gepäck von Dürkheim an der Haardt kam. Er war ein Mann von achtunddreißig Jahren, ein Doktor der Theologie, dessen Name allenthalben so bekannt wie berüchtigt war. Auch in Halle hatte es sich rasch wie ein Lauffeuer verbreitet, der Doktor Bahrdt sei angekommen, und wo sich dieser auf der Straße sehen ließ, da zeigten die Leute mit Fingern auf ihn oder gingen ihm scheu aus dem Wege.

Er war nicht zum ersten male in der alten Misenstadt an der Saale; schon im Jahre 1768 hatte der junge Leipziger Magister, der wegen eines höchst unsauberen Handels Elternhaus und Amt hatte verlassen müssen, ein paar Wochen bei seinem Freunde, dem Professor Kloß, zugebracht, durch dessen Begünstigung ihm dann eine Professur in Erfurt zugefallen war. Nun war er nach elf Jahren, schiffbrüchig, hierher zurückgekehrt, wie „ein Bettler, ohne Amt, ohne Aussicht,“ nur im Vertrauen auf den duldsamen Philosophen auf dem preussischen Königsthron, von dem der innerlich und äußerlich gebrochene Mann eine letzte Zuflucht hoffte.

Ein wirres und abenteuerliches, durch eigne Schuld verwüstetes Leben lag hinter ihm. Er stammte gleich dem drei Jahre älteren Kloß aus Bischofswerda in der Oberlausitz, wo er am 25. August 1741 geboren war. Wenige Jahre nach seiner Geburt war sein Vater, der sich einst als junger Kandidat durch eine improvisirte Strohkranzrede die Gunst des Grafen von Hohendorf, des Präsidenten des Dresdner Oberkonsistoriums, erworben hatte, als Prediger und Professor nach Leipzig versetzt worden, und hier hatte sein Sohn, der von den Leipzigern als eine Art Wunderkind angestaunt wurde, bereits mit fünfzehn Jahren die Universität bezogen, war rasch nach einander Doktor der Philosophie und Magister geworden, trug schon als Neunzehnjähriger Dogmatik vor und predigte unter großem Beifall in der Peterskirche, an der ihm eine der vielbegehrten Katechetenstellen zu Theil geworden war. Er war damals durchaus rechtgläubig, orthodox schlechtweg; er hielt rechtgläubige Predigten, betete fleißig und hütete sich ängstlich vor jedem Luftzuge der Kritik, sodaß gar der Hauptpastor Goeze in Hamburg ihn mit Wohlgefallen betrachtete und zu einer Wahlpredigt einlud. Aber wenn etwas, so beweist gerade die Schilderung, die wir von ihm selbst über sein damaliges Leben und Treiben und über das seiner

nicht minder rechtgläubigen Umgebung besitzen, wie die altersschwache Orthodoxie jede Fähigkeit verloren hatte, die Heilsthatsachen des Christentums zu lebendiger innerer Aneignung zu bringen, wie sie jedes religiöse Leben aufgesogen, wie sie als sittliche Macht, die im Volksleben wirksam sein sollte, völlig bankerott gemacht hatte. All der rechtgläubige Eifer des jungen Magisters war nichts als angelernter orthodoxer Jargon ohne jedes religiöse Pathos, ödeste Scholastik, die ein feineres religiöses Empfinden nicht aufkommen ließ. Das bischen Phantasie und Mystik bethätigte sich lediglich darin, daß der so orthodoxe wie lächerliche Student als betrogener Betrüger mit dem Zauberbuche „Fausts Höllenzwang“ experimentirte,*) und auch das nicht etwa aus faustischem Durst nach Erkenntnis, sondern nur in der unklaren Hoffnung, vielleicht Schätze dadurch gewinnen und reichlicher von den verbotenen Früchten genießen zu können, die dem vom Vater sehr knapp gehaltenen Jüngling zu seinem Kummer versagt waren. Denn weder seine bewußte Rechtgläubigkeit noch die Würde des allzu früh erlangten Amtes vermochten ihm einen sittlichen Halt zu geben; ja er gab sogar schließlich durch einen in die Öffentlichkeit gedruckenen schmutzigen Vorfall derartig Argerniß, daß er fortan in Leipzig unmöglich war.

Da bot der Geheimrat Klotz in Halle dem Flüchtling die rettende Hand dar. Er hatte mindestens ein ebenso weites Gewissen wie sein Schützling und erfreute mit besondrer Vorliebe sittlich brüchige Naturen mit seinem Wohlwollen. Er war gerade dabei, die neu hergestellte Universität zu Erfurt mit seinen Creaturen zu besetzen, und was dem leichtfertigen Niedel recht war, das war dem nicht minder leichtfertigen Bahrdt billig. Er wurde — nicht zu seinem Glücke — als Professor der biblischen Altertümer an die kurmainzische Hochschule**) berufen, wo sich Niedel freundschaftlichst seiner annahm und ihn in den dort herrschenden Genieton einweihte. Denn ein gut Teil der dortigen Gesellschaft trug alles Frazenhafte des Genietums an sich, nur ohne die idealen Züge jener bewegten Strebezeit, ja in den Kreisen, in denen die jungen Professoren zu verkehren pflegten, war ein so unglaublich gemeiner Ton gäng und gäbe, daß selbst Bahrdt anfänglich eine Art Schamgefühl empfand und von dem abgehärteten Niedel wie ein blöder Schäfer verspottet wurde. Doch da er gelehrig war, so hatte er diese Anwandlung von Brüderie rasch wieder abgeschüttelt und schwamm nun lustig mit in dem trüben Gewässer dieser Erfurter Geselligkeit. Er verpuffte seinen Witz hinterm Glase Wein, sprach mit den Damen im Tone eines Fuhrmannes und machte es als Dozent, trotz seiner äußeren Vielgeschäftigkeit, gerade wie die Klotz und Niedel, da ja auch das Faulenzen zum Genieton gehörte. In all seinem Thun und Treiben herrscht dieselbe Verwirrung aller sittlichen Begriffe, wie sie dem ganzen Sturm und Drang eigen war; kommt aber bei

*) Goethe-Jahrbuch II, S. 67.

**) Über die zerfahrenen Zustände an dieser Universität vergl. Erhard, Überlieferungen zur vaterländischen Geschichte, zweites Heft (Magdeburg, 1827), S. 73 ff.

den jungen Dichtern dieser Genieperiode immer wieder ein idealer Grundzug zum Durchbruch, sind sie in ihrem dunkeln Drange sich schließlich doch des rechten Weges bewußt und wissen sie aus allen Wirren und Irrungen wenigstens reichen poetischen Gewinn zu ziehen, so ist bei dem Theologen alles ins Kleine und Gemeine verzerrt, alles ungesittet, rüde, geist- und gemüthlos.

In seinem ganzen Leben ist nie und nirgends von Herzenskämpfen die Rede, da ist nichts von echter Leidenschaft, nichts von Längen und Bangen zu spüren; alles ist roheste Sinnlichkeit auf der einen und kühle Berechnung auf der andern Seite. Für den Menschen Bahrdt ist nichts charakteristischer als die Vorgeschichte seiner Ehe und dann die Geschichte dieser Ehe selbst, die uns in die in weiten Kreisen jener Tage herrschende sittliche Stumpfheit einen geradezu erschreckenden Einblick gewähren. Der junge Doktor der Theologie — Bahrdt hatte sich, um theologische Vorlesungen halten zu können, diese Würde in Erlangen gekauft — fühlte sich in den knappen Verhältnissen bedrückt und beengt, seine Einnahmen reichten für seine Bedürfnisse bei weitem nicht aus, und um dieser Mißere ein Ende zu machen und aus seinen Schulden herauszukommen, spähte er eifrig nach einer reichen Heirat aus, wobei ihm geschäftige Freunde hilfreiche Hand leisteten. Bald wird ihm diese, bald jene wohlhabende Witwe empfohlen, und mit einem Cynismus ohne gleichen zieht er von einer Brautschau zur andern. Schließlich muß auch Herr Geheimrat Klotz sich einen Kuppelpelz verdienen wollen; er hat in Halle eine vermögende Witwe ausgekundschaftet, und Bahrdt eilt schleunigst dorthin, um am Schlusse einer widerlichen Schäferstunde zu erfahren, daß leider das Vermögen der Dame im Monde liege. Die Szene, da „Signor“ Klotz als Heiratsvermittler und der Erfurter Professor der Theologie als Heiratskandidat bei einer Punschbowle über dies Geschäft verhandeln, ist von grotesker Wirkung und charakterisirt die beiden dunkeln Ehrenmänner aufs schlagendste.

Auch sonst hatte Bahrdt seinem Gönner mancherlei abgelernt. Mit Niedel zusammen „fudelte“ er fleißig in den Klotzischen Blättern und in der Filiale jener Hallischen Rezensiranstalten, der „Erfurter Gelehrten-Zeitung“; er ging Niedel bei den unverschämten „scurrilischen Briefen“ zur Hand und verschmähte kein Mittel, um sich zu Ruf und Ansehen emporzuschreiben. Und dazu mußten ihm auch seine theologischen Vorlesungen dienen, zu denen er sich gegen den Widerspruch der Fakultät die Erlaubnis vom Statthalter extrokt hatte. Er las hier wie in Leipzig Dogmatik, die allerdings von jener frühern gründlich verschieden war. Er, der sich mittlerweile mit den landläufigen Gemeinplätzen der Aufklärung von der kirchlichen Autorität befreit zu haben glaubte, trug nun den Genieton auch in den theologischen Hörsaal; er witzelte über die Erbsünde, baute sich seine eigne Dreieinigkeit und seine eigne Lehre von der Rechtfertigung auf und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, durch Spöttereien und frivoles Witzeln die Erfurter Theologen zu reizen. Alles war unreif, leicht-

fertig und in der Form würdelos, wie er denn selbst später zugab, daß vor allem sein „dreister Ton“ die Theologen empört habe. Das, was er an Kritik vortrug, war ja in der That noch höchst zahm und bescheiden; noch fiel es ihm nicht ein, an der Echtheit der göttlichen Offenbarung zu rütteln, nur an den Außenwerken begann er abzubrückeln, einzelne Dogmen abzuschwächen und umzudeuten. Vielmehr war das, was den Kampf hervorrufen mußte, in erster Linie das Wie dieser Vorlesungen, der gänzliche Mangel an Ernst und Würde, der dreiste, bramarbasirende Ton und der leichtfertige Spott, mit dem sie ehrwürdige Dinge behandelten war die ganze Persönlichkeit des Professors, der alle seine Würde von sich geworfen hatte und sich nicht einmal die Mühe nahm, sie, ehe er vor seine Studenten trat, wieder aufzuheben. Es ist gewiß eine tragische, unzählige male dagewesene und unzählige male wiederkehrende Erscheinung, daß jemand durch Druck und durch Zerren, durch Hezen und Entstellen zu rückhaltloser Bekenntnisablegung gezwungen wird, während er selbst sich hätte dabei beruhigen können, die Wahrheit in der Form der dogmatischen Hülle zu reichen und die Wahrheit ohne Hülle esoterisch für sich zu behalten, und es ist schon mehr als einer durch solches Zerren und Pressen von außen weiter nach links gedrängt worden, als er selbst wollte. Von Bahrdt aber war es eitel Flunkerei, wenn er sich später in seiner Selbstbiographie (II, S. 53 ff.) zu dem „schönen“ Geständnis fortreißen ließ: er glaube, daß er Lebenslang der Orthodoxie treu geblieben sein würde, wenn er nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. „Aber — fährt er fort — die Vorsehung wollte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viel Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Kezernmachern gereizt, von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgingen, und die Zerstörung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde.“ Daß schließlich die Erfurter Theologen nicht eben glimpflich mit ihm umgingen, ist bekannt, und es war nichts weniger als klug, wie sie einem solchen Gegner gegenüber verfahren, aber stellte Bahrdt sich später als den Verfolgten und Angegriffenen dar, so war das eine dreiste Fälschung der Thatfachen, durch die er zudem seine theologische wie religiöse Stellung in eigentümlicher Weise beleuchtete.

So war seine Erfurter Stellung auf die Dauer unhaltbar, und er begrüßte einen im Jahre 1771 an ihn ergangenen Ruf nach Gießen als vierter Professor der Theologie und Prediger an St. Pankratius wie eine Erlösung. Und da der Ruf seiner Freigeisterei ihm vorausgeeilt war und ihm dort von vornherein eine Wirksamkeit unmöglich zu machen schien, so beschloß er, den guten Gießenern zunächst einmal orthodox zu kommen und sie durch eine Komödie zu überrumpeln. Auch dieses Geschichtchen, das er selbst später mit Behagen zum Besten gab, enthüllt uns die ganze Charakterlosigkeit des Mannes,

der seine theologischen Überzeugungen wechselte wie einen Handschuh, der sich gern als Märtyrer der Aufklärung ausschrie, und dabei dem schmerzlichen Ringen der theologischen Wissenschaft kühlen Herzens gegenüberstand. Sein Kollege Bechtold, so erzählt er,*) habe ihm zu verstehen gegeben, daß seine Orthodogie unter der Gemeinde verdächtig sei. „Dies bewog mich, dieser Predigt einen Anstrich zu geben, der diesen Verdacht vernichten konnte. Und man weiß ja wohl, was zu diesem Anstriche gehört. Man darf ja nur à la Lavater den Namen Jesu recht oft ertönen lassen, so ist der große Haufe schon überzeugt, daß man echtes Christentum lehre.“ Gedacht, gethan; er machte eine „recht christliche, d. h. christusvolle Predigt, welche laute und untadelhafte Bekenntnisse der Hauptlehre des Luthertums enthielt, und übrigens durch Inhalt und Ausdruck so rührend war, daß sie unwiderstehlich von Herzen zu Herzen gehen mußte.“ Und nun berichtet er wie ein Schauspieler über den Erfolg dieser Antrittsrolle auf der Kanzel zu St. Pankratius: „Da ich mein Gebet in langsamem und feierlichem Tone begann und hohe Andacht aus meinen Augen strahlte und in meiner bebenden Stimme hörbar ward, siehe, da entstand eine Stille unter dieser gepreßten Menge, und eine Aufmerksamkeit und Unbeweglichkeit, als wenn alles versteinert wäre. Kein Fuß rührte sich. Kein Mensch räusperte sich. Kein Auge verwandte sich. Manchen entfiel sogar eine Thräne.“ Und er fügt diesem merkwürdigen Berichte den Seufzer hinzu: „O möchten doch junge Kandidaten, die dieses lesen, dieses merkwürdige Beispiel zu Herzen nehmen und hier lernen, was für Wunder die äußerliche Beredsamkeit thut.“ Schlosser, der seinen Mann kannte, hat später (1776) die äußerliche Beredsamkeit Bahrdts in seinem dritten Schreiben über die Philanthropine**) drastisch genug charakterisirt: „Wenn Bahrdt aufsteht und Stillschweigen gebietet und die Hände emporhebt und ein laues Gebet hersagt, so ist zehn gegen eins zu wetten, der Junge antwortet ihm auf seine Frage, was habe ich gemacht: Du hast eine Komödie gespielt.“

Das kleine Landstädtchen Gießen war damals ein armseliges Nest, eine Festung, „eng genug, um zu drücken, nicht fest genug, um zu schützen.“***) Die Universität galt als die rüdeste Deutschlands und recht eigentlich als die Hochschule des Saufens und Raufens. Was der Magister Laukhardt über das dortige Studentenleben zu berichten weiß, klingt zum Teil ganz unglaublich. Der junge Goethe warnte von Leipzig aus seine Gießener Freunde vor den dortigen „akademischen Sitten,“ und der achtungswerte Höpfner seufzte in einem Briefe an Boie über den Ort, wo „kaum zwei Leute von Geschmack zu finden seien.“ Bahrdt benahm sich auch hier wie ein formloser Kraftmensch, der durch

*) Lebensbeschreibung II, S. 146 ff.

**) Kleine Schriften I, S. 43 ff.

***) Herbst, Goethe in Weimar (Gotha 1881), S. 130, und Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode (Darmstadt, 1880), S. 28.

seine lockern Sitten überall anstieß, und sorgte auch hier bald durch seine renommitisch zur Schau getragene Freigeisterei für den nötigen Lärm. Über seinen unwürdigen Lebenswandel liefen rasch wieder üble Geschichten um; in Frankfurt war er als Trinker bekannt, und bei den Worten: „Hab' so viel Durst als wie Hanswurst,“ welche Goethe im „Sahrmarttsfest zu Plundersweilern“ dem Lichtputzer in den Mund legte, wiesen die dortigen Kreise mit Fingern auf den Gießener Professor*) hin, der am liebsten bei der Flasche seinem Lebenszwecke oblag, die positive Religion zu zerstören. Nicht minder beweist Goethes Anzeige von Bahrdts „Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies“ in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 19. Juni 1772,**) wie man dort die sittliche Persönlichkeit des professionsmäßigen Aufklärers betrachtete. Spöttisch heißt es im Eingange, es gehöre die Bahrdtsche Schrift „zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Überreste des Sauerteigs säubern und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nötigem und unnötigem Glauben vorzeichnen wollen.“ Dann fährt Goethe fort: „Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören.“ Wir wissen auch, daß, als Goethe im August 1772 von Wezlar aus die Gießener Freunde besuchte, er Bahrdt nicht gesehen und nicht gesprochen hat, und daß auch Höpfner von dem zuchtlosen Theologen sich geflissentlich fernhielt.

Gerade diese Zurückhaltung Goethes ist umso vielsagender, als auch der Gießener Professor zu den Mitarbeitern an den Frankfurter gelehrten Anzeigen gehörte.***) Wenn er selbst später prahlte, er habe mit Hilfe seines Familius Heres die „Zeitungs-bude Deinets im ersten Jahre fast ganz allein furnirt,“ so ist das allerdings für den glänzenden Jahrgang 1772 nicht richtig. Merck, den er bisweilen in Darmstadt besuchte und dessen „Protektion ihn gegen viele Rabalen schützte,“ †) hatte ihn in einem Briefe vom 18. Januar 1775 zu Beiträgen aufgefordert, doch wurde er durch seine „anzügliche, beißende und spöttische Schreibart“ dem Blatte bald unbequem und zog ihm sogar durch eine hämische Rezension über Goeze ernste Ungelegenheiten zu. Gleichwohl bekam er im folgenden Jahre, als die übrigen Mitarbeiter sich mehr und mehr zurückzogen, die „Allgewaltige“ Zeitung fast ganz in seine Hand und kann thatsächlich als der eigentliche Leiter dieses Jahrganges betrachtet werden. Für das Blatt

*) Scherer, Aus Goethes Frühzeit (Straßburg, 1879), S. 34.

**) Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772 (Neudruck). Heilbronn 1883, S. 319 ff.

***) Vergl. Scherers Einleitung zu dem Neudruck der Frankf. gel. Anz. S. XLVIII ff. u. LXXIV ff.

†) Lebensbeschreibung II, S. 183.

war seine Leitung nicht zum Vorteil; er war nicht umsonst in die Kloßische Schule gegangen und wußte die Kloßischen Praktiken auch sofort hier anzuwenden. In jedem Betracht fiel der Jahrgang 1773 gründlich gegen seinen Vorgänger ab; verschwunden war, um mit Scherer zu sprechen, der freie, humane Geist und hatte von vornherein dem akademischen Zunfttreiben Platz gemacht. „Wie sich da alles um Bahrdt dreht, wie seine Freunde gelobt, seine Feinde getadelt werden! Da wird der Jurist Koch in Gießen über den grünen Klee gelobt: er war Bahrds Kollege und Freund und es wurde auf Rezensionen von ihm gerechnet, die vermutlich auch vorhanden sind. Im zweiten Blatte geht es über den Professor Schulz in Gießen her: kollegialische Liebenswürdigkeit! Im dritten Blatte über den Prediger Schwarz in Gießen: ebenso. Im vierten Blatte über den Professor Dubrier: desgleichen. Und welche Mühe hat die Redaktion, ihre Nummern zu füllen! Wie merkt man überall die kläglichste Armut! Wie eng ist der Gesichtskreis geworden!“ In jedem Winkel dieses Hauses wehte in der That eine andre Luft, und es war für das Blatt ein Glück, daß Bahrdt im nächsten Jahre durch seine Allgemeine theologische Bibliothek, für welche er auß ungenirteste Nicolais Bibliothek plünderte, so in Anspruch genommen war, daß er seine weitere Mitarbeit einstellte.

In dieselbe Zeit fällt die Entstehung von Bahrds berühmtestem Buche, seiner Übersetzung des Neuen Testaments, welche unter dem Titel: „Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen“ von 1772 bis 1775 herauskam und rasch in mehreren Auflagen Verbreitung fand. „Mein Zweck war — heißt es in der Vorrede —, den Freunden der liebenswürdigsten Religion eine solche Übersetzung in die Hände zu geben, welche sie ohne Kommentar verstehen könnten. . . Der Leser, der den Grundtext nicht versteht und gern ohne weiteres Nachschlagen und Forschen den Sinn der heiligen Schriften gerade vor Augen haben möchte. . ., will nicht genötigt sein, über einen Ausdruck seltenlange Anmerkungen zu lesen oder Kommentare zu Rate zu ziehen. . . Es ist ihm zu seinem Zwecke gleichgiltig, was im Original eigentlich für eine Wortfügung stehe, wenn er nur in einem gleichgeltenden reinen deutschen*) Ausdrucke den wahren Gedanken des Schriftstellers findet.“ In diesen „Neuesten Offenbarungen“ nun war das Neue Testament geradezu unter Wasser gesetzt, war sein Inhalt mit so dreister wie feichter Geschwätzigkeit echt Bahrdtisch verfälscht worden. Bahrdt übersetzt das Wort Christi: Selig sind, die da Leid tragen: „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen“; er „über-

*) Im Widerspruch mit diesem Grundsatz übersetzt Bahrdt den Anfang des Johannes-Evangeliums: „Der Logos war schon beim Entstehen dieser Welt. . . Denn es war nur Gott und der Logos,“ läßt also zweimal das sonderbar latinisirte Fremdwort stehen. Auf einen möglichen Zusammenhang dieser Bahrdtischen Nicht-Übersetzung mit der *lóyos*-Übersetzung im „Faust“ hat Biedermann im Goethe-Jahrbuch IV, S. 345 hingewiesen.

setzt" Matth. 10, 17: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen: „Die Zeit ist da, wo Gott eine neue Religionssozietät zu errichten beschlossen hat, in welcher die Tugend ewigen Belohnungen entgegen sehen darf“; er „übersetzt“ Römer 7, 18: Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnt nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht: „Denn es ist bekannt, daß in dem Menschen, das heißt in demjenigen Teile des Menschen, der aus tierischen und sinnlichen Trieben besteht, jenes zum Guten antreibende Gesetz der gesunden Vernunft seinen Sitz nicht hat, so, daß es sich desselben bemächtigen könnte. Neben dem tierischen Menschen wohnt gleichsam der vernünftige. Dieser will das Gute. Jener hindert aber oft die Vollbringung desselben“; er „übersetzt“ Römer 8, 5: Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnet u. s. w.: „Denn der verderbte sinnliche Mensch gehorcht den Trieben der Natur, dadurch er unvermeidlich unglücklich wird. Der Aufgeklärte hingegen denkt und handelt dem Geiste der Religion gemäß, und sein Weg ist der Weg zur wahren Glückseligkeit.“ Eine solche Verflachung und Verfälschung des biblischen Wortes mußte natürlich nicht nur bei den Theologen Argernis erregen, sondern diese „Offenbarungen“ mußten auch durch ihren gänzlichen Mangel an Wärme und Poesie, durch ihre hausbackene Trivialität und Geschmacklosigkeit und durch den schreienden Widerspruch zwischen der kraftvollen dichterischen Sprache des Originals und einem blassen, abstrakten Verstandesstil einen rein ästhetischen Widerwillen hervorrufen. Für die Theologen nahm zunächst Goeze das Wort, der in seiner verben Polemik die angebliche Übersetzung des Neuen Testaments als eine „vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung“ des Wortes Gottes brandmarkte, während im Namen des guten Geschmacks Goethe das Bahrdtsche Machwerk durch seinen „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes“ kurz und drastisch, im behaglichen Meisterfängerstil abthat. Goethe, der mit der deutschen Bibel aufgewachsen war, Vers und Prosa der Jugendzeit mit biblischer Rede und Vorstellungsweise durchtränkt hatte und für seinen Ausdruck auch später noch aus der lutherischen Bibel Leben und Kraft zog,^{*)} konnte diese arme, farb- und blutlose Sprache seichtester Aufklärung nur mit Widerwillen hören und mußte auch in dieser sogenannten Bibelübersetzung ein Anzeichen der beginnenden Verödung des Volksgeistes erkennen. Nicht treffender konnte er jenes Machwerk charakterisieren, als mit den paar Worten des an seinem Pulte sitzenden Doktors Bahrdt: „Da kam mir ein Einfall von ohngefähr, so redt' ich, wenn ich Christus wär.“^{**)}

^{*)} Vergl. die feinen Betrachtungen Viktor Schuss im Goethe-Jahrbuch VIII, S. 187—202.

^{**)} Den gleichen Gedanken hatte in den „Freiwilligen Beiträgen“ III, 416 ein Rezensent ausgesprochen: „Herr Bahrdt scheint gewünscht zu haben, daß der Heiland ihm gestattet hätte, ihm guten Rat zu erteilen, was für Ausdrücke er seinen Aposteln vorschreiben sollte.“ Vergl. Röpe, Johann Melchior Goeze, Hamburg, 1860; S. 86. — Im dritten Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe: „Doktor Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar

Auch in Gießen selbst erregten die „Offenbarungen“ großen Lärm, und dem Verfasser drohten ernste Unannehmlichkeiten, denen er lieber aus dem Wege ging. So nahm er denn 1775 mit Freuden den Ruf eines Herrn von Salis an, der in Marschlins in Graubünden ein Philanthropin errichtet hatte und ihm die Leitung desselben antrug.*) Aber auch diese Herrlichkeit währte nicht lange. Jener Herr von Salis scheint ein unbequemer Vorgesetzter gewesen zu sein, und Bahrdt seinerseits war ganz der Mann, auch das beste Institut im Handumdrehen zu verpfuschen. Nachdem er in den ersten Wochen und Monaten für die Erziehungsanstalt marktschreierisch Reklame gemacht hatte, begann er endlich, nach seinem eignen Geständnis,**) „über die Art und Weise nachzudenken, wie wenigstens etwas von dem Plane, den er der Welt vorgelogen hatte, realisiert werden könnte.“ Aber mittlerweile war das gegenseitige Mißtrauen und die Spannung zwischen ihm und Salis bereits so weit gediehen, daß an einen Erfolg des Instituts nicht mehr zu denken war, und so teilte dann das Bahrdt'sche Philanthropin, wie Schummel im „Spißbart“ spottete, das Schicksal der gar zu klugen Kinder und ging in seiner schönsten Blüte den Weg alles Fleisches. Aber noch kurz vor Eintritt der Katastrophe konnte Bahrdt sich selbst in Sicherheit bringen, indem er einer Berufung des Grafen zu Leiningen-Dachsburg zur Generalsuperintendentur zu Dürkheim an der Saar folgte.

Auch hier dieselbe Geschichte: rasch war er auch hier durch Leben und Lehre gründlich anrücklich geworden. Ein Dogma nach dem andern hatte er abgestreift, den ganzen „positiven Kram,“ um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, von sich geworfen, und da es dem reklamesüchtigen Generalsuperintendenten Lebensbedürfnis war, Aufsehen zu erregen und von sich reden zu machen, so geberdete er sich immer lärmender, suchte immer geflüffentlicher herauszufordern und zu reizen. Auch durch seine pädagogischen Erfahrungen war er nicht klüger geworden. An dem Zusammenbruche des Philanthropins zu Marschlins war natürlich nur der selbstherrliche und knickerige Herr von Salis Schuld gewesen; hätte Bahrdt nur einmal freie Hand, so wollte er schon der Welt zeigen, wie eigentlich ein richtiges Musterphilanthropin aussähe. Der Graf war anfänglich dem Plane geneigt und bewilligte seinem Generalsuperintendenten das unweit Dürkheim gelegene Schloß Heidesheim, in welchem dieser alsbald seine Residenz aufschlug. Mittel waren nicht vorhanden, und so wurden frischweg Schulden gemacht, um das Schloß als Erziehungsanstalt herzustellen, Lehrer und Küche zu mieten und alles auf einen großen Fuß einzurichten. Alles war bereit, nur die erhofften Zöglinge wollten nicht kommen. Mit Mühe und Not und mit

höflich und zutraulich; er scherzte über den Prolog und wünschte ein freundliches Verhältnis.“ Bahrdt seinerseits zog es vor, in seiner Selbstbiographie seine Beziehungen zu Goethe völlig zu verschweigen.

*) Über Bahrds pädagogische Thätigkeit vergl. Seyfer, K. Fr. Bahrdt. Neustadt, 1867.

**) Lebensbeschreibung III, S. 6.

allen Mitteln der Reklame gelang es endlich, eine Hand voll Schüler zusammenzutrommeln, und nun konnte mit großem Pomp und vielen schönen Reden das Bahrdtsche Philanthropin eingeweiht werden. Aber innerlich und äußerlich wollte die Sache nicht gedeihen: die Lehrer erwiesen sich zum größten Teile als unbrauchbar, bei den Schülern wollte die Bahrdtsche Erziehungsmethode nicht recht anschlagen, und vor allem wurden die finanziellen Nöte immer drückender. Da entschloß sich Bahrdt, persönlich im Auslande die Werbetrommel zu rühren und namentlich zu versuchen, wohlhabende junge Engländer für sein Institut zu gewinnen. Mit zwei Gulden und fünfzig Kreuzern in der Tasche trat er seine abenteuerliche Fahrt nach Holland und England*) an, bettelte und pumpte sich von Station zu Station durch, beschwazte auch hie und da jemanden, ihm seinen Sohn anzuvertrauen, um sofort einen Vorschuß auf die Erziehungsgelder einzukassiren und dann am nächsten Orte das gleiche Manöver zu wiederholen.

Daheim waren inzwischen seine Gegner nicht müßig gewesen, und als er nach beinahe Jahresfrist von seiner Reise zurückkehrte, fand er einen Beschluß des Reichshofrats vom 27. März 1779 vor, durch welchen ihm „alles einigen Bezug auf die Religion habende Bücherschreiben, Lehren und Predigen ein- für allemal bei Vermeidung schärferer Strafe nicht nur gänzlich untersagt, sondern auch fernerweit ernst gemessenst befohlen“ wurde, seine „großes Aufsehen und Ärgernis erweckende“ Neuesten Offenbarungen durch ein „deutliches Bekenntnis von der wahren Gottheit Christi sowohl, als von der heiligen Dreieinigkeit“ zu widerrufen, widrigenfalls er „auf Lebenslang außer den Grenzen des römischen Reiches ohnmachtlich verwiesen werden soll.“ Zugleich wurde dem Grafen zu Leiningen-Dachsburg „ex officio zu dessen schuldiger Nachachtung“ eröffnet: „nicht nur den Dr. Bahrdt nunmehr seines bisherigen Lehr- und Predigtamts zu entlassen, sondern auch die in seinem Gebiete bereits vorgefundene oder noch weiter vorfindliche Exemplarien der Bahrdtschen neuesten Offenbarungen sowohl, als der so betitelten Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers in Predigten, ohnverweilt an die Kaiserliche Bücherkommission im Reiche einzusenden, und wie es geschehen in termino duorum mensium bei Kaiserlicher Majestät allerunterthänigst anzuzeigen.“

Bahrdt antwortete umgehend mit seinem „Glaubensbekenntnisse“**) (1779), dessen Druck ihm Berliner Freunde besorgten und das im November dem Regensburger Reichstage überreicht wurde. Er erklärte, allerdings verschiedne kirchliche Lehrrsätze, gegen welche die gesunde Vernunft sich empöre, nicht zu

*) Über Bahrdts Aufenthalt in London vergl. Wendeborn, Erinnerungen aus seinem Leben (Hamburg, 1813), S. 266 ff. Diese Mitteilungen beweisen am schlagendsten die Verlogenheit von Bahrdts eigener Lebensbeschreibung, die kaum in einem Punkte als zuverlässige Quelle gelten kann.

**) Wieder abgedruckt bei Lohse a. a. O. S. 151 bis 159 und in der Bibliothek der deutschen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts I, Leipzig, 1846, S. 26 bis 34.

glauben, versicherte jedoch, daß er, wie es einem Doktor der Theologie Augsburgischer Konfession gezieme, niemals gegen diese Lehrsätze vor dem Volke, weder im Predigen noch Katechisiren, direkt gelehrt habe, folglich auch nie von den eigentlichen Verpflichtungen eines protestantischen Lehrers abgewichen sei, sondern allezeit „mit Klugheit und Vorsicht“ die Gesetze des Staates mit der Gewissensfreiheit zu vereinigen gesucht habe. Er könne aber unmöglich der Kirche das Recht zugestehen, ihm aus den Sätzen der Schrift künstlich gefolgerte Lehren und Begriffe aufzudringen, könne sich unmöglich sein gut protestantisches Recht, alles zu prüfen und nur das zu behalten, wovon er sich aus Gottes Wort überzeugt fühle, verkümmern lassen. Sein Glaubensbekenntnis — so schloß er — sei das eines sehr großen und ansehnlichen Teiles der deutschen Nation; tausend und aber tausend dächten so wie er, nur daß ihnen Gelegenheit oder Freimütigkeit fehle, es laut zu sagen, tausend und aber tausend flehten mit ihm um die Rechte der Menschheit und des Gewissens.

(Schluß folgt.)



Hegel in seinen Briefen.

Von Karl Borinski.



och einmal, über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, tritt der damals berühmteste und einflußreichste der Philosophen aller Zeiten und Völker lebendig vor eine weitere Öffentlichkeit. *) Und wie einen Lebenden begrüßt ihn die Tagespresse bis in ihre dunkelsten Provinzialwinkel hinein. Ist das wirklich nur die Wirkung der Pietät, welche auch die flache Alltäglichkeit dem Bedeutenden, dem Hervorragenden wenigstens äußerlich schuldet? Man pflegt es sonst leider in Deutschland damit nicht allzu genau zu nehmen; statt aller sich ungesucht aufdrängenden Vergleiche verfolge man nur den nächstliegenden, wie sich in ähnlichem Falle das große Publikum etwa gegen Kant verhalten würde. Oder welchen Eindruck hat es gemacht, als vor noch gar nicht zu langer Zeit, noch ganz nahe der frischen Erinnerung von seinem Ableben, das Lebensbild von Hegels großem Landsmanne und Gegenfüßler, von Schelling, in Briefen vor die Öffentlichkeit trat? Man achtet beider nicht mehr viel, das ist richtig, und die beiden

*) Briefe von und an Hegel. Herausgegeben von Karl Hegel. In zwei Teilen. Leipzig, Dunder und Humblot, 1887.

Grenzboten IV. 1887.